

in den Einzelheiten doch vielfach übermäßige Vereinfachungen, ja, was seine Kennzeichnung des Christlichen anlangt, Verzerrungen, derentwegen eine gründliche Neubearbeitung für die 2. Auflage sehr zu wünschen gewesen wäre. Um so mehr, als seither G. Scholem über die Bienenfeld noch völlig unbekannte Herkunft dieses 'torafreien' Judentums aus dem Sabbatianismus publiziert hat, wodurch der Gedankengang Bienenfelds eine wesentliche Korrektur erfährt. (Vgl. unsre Anzeige von Scholems „grands courants de la mystique juive“ in Rbr. 12/15, S. 22!)

Wolfgang Gordan: Israel und die Araber. Versuch einer Anschauung. Köln 1954. Verlag für Politik und Wirtschaft. 155 Seiten und 44 Bilder.

Eine geistvolle, mit ausgezeichneten Photographien illustrierte und anregend geschriebene Einführung in die weitere und nähere Vorgeschichte und Geschichte des jungen Staates Israel vom Standort einer etwas fragwürdigen (auf C. G. Jung und K. Kerényi zurückgeführten) „Religionswissenschaft“ aus, die mit erstaunlicher Unkenntnis der tatsächlichen jüdischen Religion verbunden ist. (Wie „Einige Bemerkungen zu einem deutschen Israelbuch“ von M. Y. Ben-Gavriel, Jerusalem, in „Das jüdische Echo“ III, 10/11, S. 5, nachweisen.) Die — auf eigne Reisebeobachtungen in Ägypten, Transjordanien und Israel selbst gestützte — These des Buches, wonach Israel berufen ist, im „Erwachen des Orients“ eine Mittlerrolle zum Okzident zu übernehmen, harmonisiert sicherlich mit den Wünschen vieler seiner Bürger.

Léon Poliakov, Histoire de l'Antisémitisme. Du Christ aux juifs de cour. Paris 1955, Calmann-Lévy. 344 Seiten.

Dieser erste von drei Bänden einer (bisher fehlenden!) Geschichte des Antisemitismus hat sein Hauptverdienst in der gründlich aus den Quellen gearbeiteten und belegten Analyse der mittelalterlichen Entwicklung, die nur sehr allmählich (im 12. bis 15. Jhd.) aus einer andersgläubigen, aber angesehenen und in manchem privilegierten Minderheit jene diabolischen Parias gemacht hat, als welche die Juden etwa seit der Zeit des schwarzen Todes (1348) und noch bis in die barocke hinein vor den Augen der Christenheit dastehen, und Unsägliches zu leiden haben. Was gegenüber dem im ganzen sehr empfehlenswerten Werke, insbesondere seinem Bild der antiken Entwicklung, einzuwenden ist, bitten wir, unsrer ausführlichen Würdigung in Nr. 11 des FORUM, des unter E. v. Schencks Redaktion zu einem repräsentativen Diskussionsorgan ausgeweiteten Mitteilungsblatts der „Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz“ zu entnehmen.

Gerhard Jasper, Wandlungen im Judentum. Stuttgart 1954, Evang. Missionsverlag. 68 Seiten.

Knapp und instruktiv wird in diesem Büchlein „Die gegenwärtige geistige Situation des Judentums im Blickfeld der Kirche“ (wie der Untertitel sagt) dargelegt, und auf den letzten Seiten versucht, die „Judenmission“ gegen auch im evangelischen Raum immer deutlichere Kritik zu verteidigen und die Auffassung, „daß der Staat Israel eine neue Offenbarungsstufe im endgeschichtlichen Heilsgeschehen darstellt“, zu widerlegen (S. 46 ff.). Ohne uns hier damit auseinanderzusetzen, können wir doch nicht umhin, Bedenken zu äußern, wenn es bei der Berichterstattung über die ja wahrlich auch innerjüdisch nicht verkannte Problematik des Staates Israel heißt:

„Äußerlich nach Hause gekommen und am Ziel der Wünsche ihrer Zionsehn sucht, empfinden die Juden im Staate Israel, daß sie ... dennoch nicht am Ziele sind. Nicht darum, weil Jerusalem noch unerobert ist ...; auch nicht deshalb, weil der Staat Israel gar nicht alle Juden der Welt aufnehmen

kann, sondern weil man unbewußt empfindet, daß das Land nicht mehr das Land der Väter ist. Es ist es deshalb nicht mehr, wie wir vom christlichen Standpunkt aus sagen müssen, weil über ihm der Schatten des Kreuzes steht“ (S. 33).

Wer von einem „Schatten“ (!) des Kreuzes nichts in der Schrift zu finden vermag, wird — vollends in einem Lande, das noch immer vom Schatten der Gasöfen verdunkelt erscheint, — als Christ doch wohl richtiger sagen, daß gerade in der nächsten Nähe des irdischen und vergänglichen Jerusalem der rechte Israelit vollends verspürt, daß ein mehr als nur irdisches Jerusalem seine Heimat ist — und sie stets ernster suchen dürfte.

Georg Munk: Muckensturm. Ein Jahr im Leben einer kleinen Stadt. Heidelberg 1953, Lambert-Schneider-Verlag. 643 Seiten.

Anders als die Literatur über das Erleben des zweiten Weltkriegs ist die Literatur über die vorangehenden sieben Jahre, und besonders über das erste und ärgste davon: 1933, noch sehr dünn gesät. Die gründliche Kenntnis jedoch gerade der Vorgänge dieses Jahres ist unerlässlich, schon um etwa ähnlichen Anfängen künftig womöglich besser widerstehen zu können. Und es bedürfte vor allem die nachwachsende Generation vertrauenswürdiger Orientierung über das, was damals geschehen ist. War doch das äußerlich grausigere Treiben der Massenmorde bis hin zu Auschwitz nur die ziemlich zwangsläufige Konsequenz davon. Wer das einsieht, der greift daher begierig nach der Darstellung des Schicksals einer hessischen Kleinstadt 1933/34, vollends wenn die Herkunft von schicksalsmäßig berufener Seite durch den Verlag (und ein geschätztes Verfasser-Pseudonym) verbürgt ist.

Was geboten wird, ist als Kabinettstück liebevoll humoristischer Kleinmalerei mit einem Schuß treffender karikatüristischer Bosheit zu bezeichnen. Es ist die wahrhaft verdient „skandalöse Chronik“ jenes Städtchens vom Tage des Reichstagsbrands bis zu dem „der nationalen Erhebung“ ein Jahr darauf. Gewissermaßen entsteht ein hessisches Gegenstück zu Ludwig Thomas bayrischer Regionalsatire, durch die Ereignisse jenes Umbruchjahres besonders kräftig gewürzt. Aber freilich: Der gültige Humor der Darstellung und die offenbar einzigartige Harmlosigkeit der 1933er Ereignisse an der Bergstraße verniedlichen hier Deutschlands „Dritte Walpurgisnacht“ zu einer Idylle. Von hier sind offenbar nur einige Privatverbrechen, die von der Bewegung gedeckt wurden, aber noch nicht die von ihr erst provozierten öffentlichen zu berichten, wie sonst fast überall; und hier scheint keinem der Ausweg in äußere oder „innere Emigration“ versperrt gewesen zu sein, der ihn suchte. Solche „Idylle“ kann auch durch noch so ernstgemeinte zwischengestreute Weltanschauungsdialoge nicht zur Tragödie vertieft werden, und sie wird nicht einmal gegen ihren tragischen Hintergrund durchsichtig, wie es wohl zum allermindesten gemeint war — und notwendig gewesen wäre.

Wie völlig sich — zum Unterschied von den erfahrungsgesättigten Klatsch-Geschichten der figurenreichen Kleinstadthaltung — gerade diese Dialoge außerhalb von Geschichte und Wirklichkeit jener Zeit bewegen, zeigt z. B. ein auf Ostermontag (also 17. April 1933!) datiertes Gespräch zwischen dem tapferen katholischen Ortspfarrer und noch tapfereren Gesellenvereinsmitgliedern. Es ist dabei mit keiner Silbe die Rede vom Verschwinden des „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ (der antifaschistischen Kampfgemeinschaft, in die jene Tapfern gehört hätten), noch von der bitteren Enttäuschung des Zentrumsvolks durch die Annahme von Hitlers Ermächtigungsgesetz auch mit den Zentrumsstimmen, von der Frage drohender baldiger Parteiauflösung und Verbände-Gleichschaltung (gerade

der Gesellen bekanntlich!) und der damaligen konkreten Haltung des Episkopats und des Vatikans. Hingegen werden völlig abstrakte Diskussionen über politische Verantwortung und etwaige künftige Kriegsdienstverweigerung geführt, die dann, gänzlich überflüssigerweise, die totale Umbesetzung des ganzen Pfarramts von höherer kirchlicher Stelle aus zur Folge haben. Dieselbe apolitische, ja in großer Tiefe anarchische Mentalität, die hier im luftleeren Raum reden läßt, kommt bezeichnenderweise auch in der apriorischen Verweigerung jedes Bündnisses mit einem ausländischen Hitler-Gegner durch den eigentlichen Helden des Romans, den großen jüdisch-deutschen Gelehrten... zum Ausdruck, wie auch in den Gemeinschaftsphantasien, die ein, zuletzt als Opfer von Privatrache fallender, Edeldeutscher als Zukunftsziel und Hoffnungsbild zum besten gibt. Militär kommt nur im pensionierten Zustand (und entsprechend karikiert) vor. So kann die große Frage jener Tage: „Was wird die Reichswehr, was Hindenburg machen?“ nirgends laut werden.

Auch wenn man billigerweise respektiert, daß das Buch laut Vorbemerkung schon 1938–40 (d. h. sofort nach der Emigration) geschrieben und seither nicht umgearbeitet worden ist, muß man feststellen, daß es bei aller Materialfülle im Detail doch im ganzen kein irgend zulängliches Bild vom deutschen Geschehen im Jahre der Machtergreifung gibt. Als reizvolles Exempel aber dafür, wie behütet man in manchen Gegenden und bestimmten Milieus sogar diese Zeit hat überstehen können, mag es Dokumentenwert haben.

K. Th.

Hugo Marx: Die Flucht. Jüdisches Schicksal 1940. Düsseldorf 1955. Verlag Allgemeine Wochenzeitung der Juden. 194 Seiten.

Ein angesehener Jurist, bis 1933 Staatsanwalt in Baden, gibt mit seinen tagebuchartigen, anschaulich geschriebenen, allgemein wissenswerten Erlebnissen einen Einblick in die damaligen schrecklichen Jahre. Er schildert seine Flucht über Belgien, Frankreich, Nordafrika, Lissabon bis zur rettenden Einschiffung (u. a. Situationen, die zeigen, wie dicht in solchen Zeiten das Gute und Böse beieinander wohnen, die Gastfreundschaft der belgischen Klöster, die Zustände in Gürs, wohin von der Deportation der 7 000 Badener und Pfälzer Juden gegenüber einer Zahl von 21 000 im Jahre 1933 im Lande Baden nur noch 480 überlebten). So wird dieses Buch für „viele ein Denkmal“. — Wir möchten es mit den Worten empfehlen, die Dr. Hugo Hahn, der ehemalige Rabbiner von Essen ihm widmet (Aus: „Aufbau“ vom 15. 7. 1955, XXI/28): „... Es gibt einmal Zeugnis von der Wahrheit des russischen Sprichworts: „Der Mensch besteht aus drei Teilen: aus der Seele, dem Körper und einem Paß.“ Der ermüdende Kampf um den Paß, mit dessen Hilfe man sich aus dem französischen Konzentrationslager befreien kann, ist das eine große Thema dieses Buches.

Es erweist sich dabei, daß gute Beziehungen, gegründet auf einen guten Namen in der Welt der Wissenschaft (Hugo Marx ist ein bekannter Jurist und Schriftsteller), keine schlechte Empfehlung zur Erlangung der international wichtigen Papiere darstellt.

Der zweite, vielleicht noch ausschlaggebendere Faktor in diesem Wettlauf um die Erringung der Freiheit, ist Geld. Der Verfasser macht kein Hehl daraus, daß seine Vorsorge in materieller Hinsicht und die finanzielle Hilfe, die ihm von den Verwandten seiner Frau in allen Ländern, wohin ihn die Flucht führte, zur Verfügung stand, wesentlich zu seiner Rettung aus off gefährdeter Situation beitrugen. Bei der Lektüre der oft gewagten finanziellen Manipulationen ist man geneigt, ein gewisses „Bon Mot“ dahingehend umzuändern: „Mit Geld in der Tasche flieht es sich besser.“ Leider konnte nur ein geringer Prozentsatz der um die Welt gehetzten Juden von der Weisheit dieser Empfehlung Ge-

brauch machen. In dieser Hinsicht ist das Buch nicht typisch für das Schicksal der jüdischen Auswanderung in unserer Zeit.

Bleibt der letzte, wertvollste Teil des Tagebuches: die Anschauungen des Verfassers über Land und Leute, über Judentum und Umwelt, über Sinn und Ziel des Lebens. Die Tragik des Lagerlebens in Frankreich ist mit bewundernswertem psychologischem Verständnis beschrieben. Die tragikomische Situation, die zwischen den Flüchtlingen und den scheinbar noch sicheren Vorgesetzten besteht, ist mit satirischer Sicherheit dargestellt. Ein Gespräch mit einem katholischen Geistlichen gibt Gelegenheit, die Meinung des Verfassers, daß es im Judentum vor allem auf die immer wieder erneute Manifestierung des Volkswillens ankommt, herauszuarbeiten: [Von christlicher Seite ist zu sagen, daß der Verfasser eine dem christlichen Glauben nicht entsprechende Auffassung erhalten hat, wenn er von seinem christlichen Gesprächspartner, dem Abt, sagt: „Im letzten war sein Glaube der Glaube an das Recht der menschlichen Moral. Dieser Glaube steht wohl für das Christentum an erster Stelle.“ Anm. d. Red.] Manchmal kann man sich aber des Gefühls nicht erwehren, daß Hugo Marx in den Momenten, da es sich um Sein oder Nichtsein in seinem Leben und dem Leben der Seinen handelt, sehr nahe zu Gott findet.

Das letzte Wort wird aber nicht gesagt infolge spinozistischer Gedankengänge, denen sich der Verfasser besonders verbunden fühlt. Bezeichnenderweise wird aber das geistige Klima unserer Zeit dahingehend charakterisiert, daß das Wissen um den Glauben bedeutsamer ist, als der Glaube an das Wissen. In diesem Sinn ist das Buch trotz seiner oft von den religiösen Lehren des Judentums abweichenden Formulierungen ein tief gläubiges Buch.

Das Tagebuch der Anne-Frank. 14. Juni 1942 bis 1. August 1944. Frankfurt/M. - Hamburg 1955. Fischer Bücherei. 231 Seiten.

Das zunächst 1950 im Verlag Lambert Schneider herausgegebene erschütternde Tagebuch des jüdischen jungen Mädchens erscheint erstmalig auch in der preiswerten Fischer Bücherei mit einem Vorwort von Albrecht Goes. Es ist uns eine willkommene Gelegenheit, um auf dieses Zeugnis einer Frühvollendeten nochmals nachträglich hinzuweisen (vgl. Rundbrief, Januar 1951, Nr. 10/11, S. 35).

G. L.

Albrecht Goes, Das Brandopfer. Frankfurt/M. 1954. S.-Fischer-Verlag. 74 Seiten.

„Man hat vergessen... Aber zuweilen muß einer da sein, der gedenkt.“ So heißt es in den einleitenden Sätzen der Erzählung, die geschrieben ist, damit unter den Deutschen die Zahl jener wachse, die gedenken. Das Brandmal trägt eine Metzgersfrau im Antlitz, die in den bösen Jahren die „Judenmetzig“ hatte, die wöchentliche Fleischausgabe für die mit dem gelben Stern Gezeichneten. Sie stand den ängstigten Menschen bei, so gut sie es vermochte. „Wir waren alle in ihrem Blick daheim“, sagt einer der Überlebenden. Als sie es nicht mehr ertrug, die Qualen und Verbrechen mitanzusehen, bot sie sich Gott als Brandopfer an. — Der hessische Minister für Erziehung und Volksbildung hat seinen Lehrern empfohlen, „Das Brandopfer“ als Klassenlektüre für die Oberstufe zu wählen. In einem Sonderdruck wird die Erzählung den Schulen zur Verfügung gestellt. Ein tröstliches Zeichen, — vorausgesetzt, die Schulen greifen auch zu!

Ruth Hoffmann, Meine Freunde aus Davids Geschlecht. Berlin 1955. Lettner-Verlag. 246 Seiten.

Ein Buch der Erinnerungen, geschrieben den Lebenden zum Zeichen der Freundschaft, den „Verlorenen als Jahrzeit-